IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

Glück in der modernen Gesellschaft: Arbeit, Liebe, Melancholie.[1]

Sigbert Gebert

1. Wann ist man glücklich? Dazu Schopenhauer: „Kommt zu einem schmerzlosen Zustand noch die Abwesenheit der Langeweile, so ist das irdische Glück im wesentlichen erreicht: denn das übrige ist Chimäre." (*Aphorismen zur Lebensweisheit*) Glück bedeutet zunächst negativ, nicht zu leiden oder umgekehrt: Wer leidet ist (normalerweise) nicht glücklich. Das reicht allerdings nicht aus. Es darf einem auch nicht langweilig sein oder positiv: Man muss etwas Sinnvolles zu tun haben. Und wie erfährt man das? „Um glücklich zu leben, muß ich in Übereinstimmung sein mit der Welt." (Wittgenstein, *Tagebücher*) Die Glückliche erfährt Harmonie, Einheit, erfährt die Übereinstimmung mit der Welt, also die Übereinstimmung mit den Dingen, anderen und sich selbst. Die Bedeutung dieser Bezüge variiert historisch und kulturell: Als entscheidend für Glück gilt für die einen der religiöse Bezug zu Gott, für andere die erfüllte Gemeinschaft (im Nationalismus, Sozialismus) oder der gelungene Selbstbezug.

Besonders wichtig ist der Bezug zu anderen, und zwar in einem zweifachen Sinn, insofern zum einen ein erfülltes Miteinandersein eine Glücksbedingung ist – und zwar auch für individualistische Glückskonzepte –, zum anderen, insofern das gesellschaftliche Verständnis von Glück und Zufriedenheit die Vorgabe für ein gelungenes Weltverhältnis gibt, mit der oder gegen die sich die individuellen Glückskonzepte bilden. Die „Wahl" des jeweiligen Glückskonzepts erfolgt nicht nach einer objektiven Prüfung, nicht als bewusste Entscheidung, sondern als Hineinwachsen.

Für Glück oder besser: zur Abwehr von Leid waren jahrhundertelang Philosophie und Religion zuständig. Für sie sind die gesellschaftlich üblichen Glückvorstellungen, die Glück in äußeren Gütern (Reichtum, Ehre, Macht) und leiblichen Genüssen (Lust) suchen, verfehlt, weil sie die negative Glücksbedingung, die Abwesenheit von Leid, vernachlässigen. Die äußeren Bedingungen und Gefühle sind den Wechselfällen des Lebens ausgeliefert, hängen von zufälligen Ereignissen ab. Wer das Glück im vergänglichen Genuss sucht, erlebt vielleicht glückliche Augenblicke, aber sie sind immer vom Unglück bedroht: Je größer der Genuss, umso größer die Gefahr des Absturzes ins Leid. Die Philosophie empfiehlt deshalb, sich an die Vernunft zu halten und sich genügsam, in heiterer Gelassenheit den Freuden des Denkens zu widmen, die Religion sich an Gott zu halten und das hiesige Jammertal im Gebet und in der Vorfreude aufs Paradies zu verdrängen. Beide zeichnen gegen alles Vergängliche die sich dem Ewigen widmende vita contemplativa aus.

Das Glück der Philosophen meint ein zufriedenes, ruhiges Leben, das Lust- oder Hochgefühle wegen ihrer Vergänglichkeit und des anschließenden Leids vermeidet. Statt diese Zufriedenheit positiv als Weisheit oder Ruhe der Seele zu werten, kann man sie aber genauso gut als Langeweile sehen. Zufriedenheit folgt auch aus Gewöhnung, Bequemlichkeit: „Gewohnheit – gütiges Geschenk – sie gilt uns als Ersatz für Glück", verkündet denn auch Larina in Puschkins *Eugen Onegin*. Das aber war Nietzsche zu wenig: Nicht das Absterben der Gefühle, die seichte Zufriedenheit der Philosophie ist zu bejahen, sondern das Immer-wieder des höchsten Glücksgefühls, das zwar vergänglich bleibt, aber jedes (ebenso vergängliche) Leid rechtfertigt. Gerade im glücklichen Augenblick wird die Übereinstimmung mit der Welt, Harmonie, erfahren.

Kann man aber nicht beides, Zufriedenheit und Hochgefühle, ein zugleich geordnetes und abwechslungsreiches Leben haben? Das ist schwer zu erreichen, denn Zufriedenheit als ausgeglichener Zustand verhindert gerade Hochgefühle. Hochgefühle heben sich aus dem Alltag heraus und setzen eine Verspannung, leichte Depressivität und gerade keine Zufriedenheit, keine ausgeglichene Persönlichkeit voraus. In ihnen erlebt man die Welt und sich selbst neu, erlebt man Harmonie und plötzlich scheint „alles“ machbar. Das ist zugleich ihre Gefahr, überschätzen die Hochgefühle doch leicht die eigenen Möglichkeiten, führen zu Überschwang, zu übertriebenem Optimismus und, besonders deutlich bei dem durch Drogen bewirkten kurzzeitigen Glück, oft zu einem bösen Erwachen. Ob man dann, wenn sich die Wahl überhaupt bietet, eher für Nietzsches Glücksaugenblick oder die traditionelle philosophische Zufriedenheit votiert – die Romantik spitzte dies zum Gegensatz von gefühlvollem, leidenschaftlichem, kurzem Leben und einem gefühlsabtötenden „Überleben“ bis ins Alter zu –, bleibt damit ins individuelle Belieben gestellt.

2. Eine demokratische Gesellschaft braucht neben Traumvorstellungen von Glück auch eine allen zugängliche, realistische Glücksvorstellung. Sie schließt an den Wunsch nach Reichtum an. Große Reichtümer können zwar wie Ehre und Macht nur wenige besitzen, aber heute ist, zumindest in den Industrieländern, ein relativer Wohlstand für eine Mehrheit erreichbar. „Wohlfahrt“ mittels Wirtschaftswachstums wurde so nach dem Zweiten Weltkrieg das Hauptziel der Politik. Dieses Wachstum scheint seit den siebziger/achtziger Jahren von ökologischen Problemen bedroht, doch gelang es bisher „Ökologie“ unter dem Schlagwort „Nachhaltigkeit“ in das Wachstumskonzept zu integrieren. Aber taugt das Konzept für Glück?

Für Epikur war mit den natürlichen Bedürfnissen – nicht hungern, nicht dürsten, nicht frieren –, der negativen Glücksbedingung der Leidenslosigkeit, das materielle Glück erreicht. In der Moderne versuchen die Menschenrechte die „natürlichen“ Bedürfnisse, die Grundbedürfnisse oder Grundinteressen der Menschen zu schützen, und zwar neben der materiellen Grundversorgung die leibliche Integrität (Sicherheit, Gesundheit) und eine „relative“ Freiheit (Bewegungsfreiheit, „gewisse“ Entscheidungsfreiheit). Sind die Grundbedürfnisse nicht gedeckt, droht oder herrscht ein existentieller, gewaltsamer Kampf um die benötigten Ressourcen und leiden die Menschen. Materielle Grundsicherheit, das rechtfertigt das Wohlstandsziel, ist eine Grundbedingung von Glück.

Das Wohlfahrtskonzept will jedoch mehr – und gerät damit in ein „Spiel ohne Ende“. Sind die Grundbedürfnisse erfüllt, gewinnen andere Bedürfnisse an Bedeutung. Mit steigendem Wohlstand werden immer mehr Bedürfnisse selbstverständlich, werden zu „Grundbedürfnissen“. Und wer sich an ein hohes Versorgungsniveau gewöhnt hat, will sich auch materiell weiter verbessern. Zunehmender oder zumindest der erreichte Wohlstand gelten als selbstverständlich. Die materielle Zufriedenheit ist deshalb auch nicht einfach von einer objektiv guten Versorgung (etwa in Europa im Gegensatz zu Afrika), sondern stark vom Vergleich mit den sozialen Bezugsgruppen abhängig – weshalb sich bei landesweiten Untersuchungen zwangsläufig Einkommensunzufriedene, die unterdurchschnittlich Verdienenden, finden. Nach der Gewöhnung an positive Lebensbedingungen gleichen sich die Erwartungen dem neu erreichten Niveau an. Alle positiven Erfahrungen geraten mit der Zeit in die „hedonistische Tretmühle“: Das Glück steigert sich kaum oder nicht mehr. „Objektiv“ gute Verhältnisse beeinflussen die Zufriedenheit deshalb nur begrenzt: Bei guten Lebensbedingungen kann das Wohlbefinden schlecht („Unzufriedenheitsdilemma“), bei schlechten Lebensbedingungen gut sein („Zufriedenheitsparadox“). Für die Zufriedenheit sind nicht einfach die äußeren Gegebenheiten entscheidend, sondern

die Einstellung zu ihnen, die eigenen Ziele, Maßstäbe und Erfahrungen, die Glücksfähigkeit und -bereitschaft.

Das wird in liberalen, säkularen Staaten auch anerkannt: Die politische Zielsetzung „Wohlstand“ steht im Dienste der einzelnen. Unterstellt wird Konsumentensouveränität, also dass jede selbst am besten über ihre Bedürfnisse und das, was sie ihr Wert sind, Bescheid weiß. Wohlstand soll den je eigenen Glücksweg, die *Selbstverwirklichung*, sichern.

Selbstverwirklichung wehrt zunächst nur Fremdbestimmung ab. Das aber bleibt abstrakt, insofern alle Lebensentwürfe immer in irgendeiner Art fremdbestimmt sind. Ohne nähere Bestimmung handelt es sich bei Selbstverwirklichung und Selbstbestimmung um ideologische Begriffe, die die Individualisierungstendenzen der modernen Gesellschaft und die gestiegenen Wahl- und Entscheidungszwänge positiv, als begrüßenswert bezeichnen. Die anstrengende Selbstbestimmung macht jedoch nicht immer glücklicher als Fremdbestimmung, die von vielen Fragen entlastet. Wie dem auch sei. Selbstbestimmung ist die Norm, der jede untersteht. Welche Wahl sie auch trifft, ob sie glücklich ist oder unglücklich: Immer ist sie daran selbst schuld.

Das hilft bei der Glückssuche nicht weiter. Die Gesellschaft verweist die einzelne jedoch nicht nur auf sich selbst. Die Betonung von Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung vergisst leicht, dass sie ganz klaren Bereichen zugewiesen werden. Die Gesellschaft gibt vor, wo die einzelne ihr Glück suchen soll und suchen muss.

Folgen wir zunächst der empirischen „Glückspsychologie“, so zeigt sich – mittels Befragungen ermittelt – immer wieder etwa die gleiche Reihenfolge von Glücksbedingungen und -bereichen, und zwar Gesundheit, (Selbst-)Zufriedenheit, Ehe und Familie, finanzielle Absicherung (Lebensstandard), Einkommen, Arbeit (sicherer Arbeitsplatz), auf den hinteren Plätzen Politik und Bildung. Gesundheit gehört zur negativen Glücksbedingung der Leidenslosigkeit. Da die Selbstzufriedenheit von der Zufriedenheit in den anderen Bereichen abhängt und deshalb kein eigenständiges Phänomen darstellt, Zufriedenheit außerdem auch als gleichbedeutend mit Glück angesehen werden kann, lässt sich diese Liste grob zusammenfassen unter Liebe (Familie) und Arbeit (Lebensstandard, Einkommen). Liebe und Arbeit aber sind heute so wichtig, dass sie als negative Bedingungen angesehen werden können: Ihr Fehlen verhindert Glück. Arbeit aber ist das für die Gesellschaft wichtigere Phänomen, da es die Individuen überhaupt zur Beteiligung an ihr motiviert.

3. Arbeit als gesellschaftliche Glücksvorgabe ist ein relativ neues Phänomen. Bis in die Neuzeit hinein galt den vorbildgebenden oberen Schichten (körperliche) Arbeit als Makel, Last, als neg-otium, Nicht-Muße, ein notwendiges Übel, das von den wesentlichen Fragen, der Politik oder der von der Philosophie empfohlenen vita contemplativa, nur ablenkte. Mit der industriellen Revolution und der Durchsetzung des Kapitalismus kehrten sich diese Verhältnisse um. Müßiggang wurde zum (begründungspflichtigen) Laster, geduldet nur als notwendiger Ausgleich zur Arbeit, Arbeit hingegen vom notwendigen Broterwerb zur Bedingung einer vollwertigen Teilhabe an der Gesellschaft, zur Anteilnahme am Schöpfungswerk Gottes oder calvinistisch zum Erfolgszeichen der Auserwähltheit. Zwar wurde auch weiterhin über die Mühsal der Arbeit geklagt, gar die Abschaffung der Arbeit durch technischen Fortschritt als begrüßenswerte und realisierbare Utopie propagiert. Das war jedoch kaum ernst gemeint – das zeigte schon der Stolz der Bergleute und Industriearbeiter auf *ihre* Arbeit, und zwar umso mehr, je mühseliger, gefährlicher und schwieriger sie war –, denn sonst müsste die heutige, durch Rationalisierungen und Arbeitsplatzmangel geprägte Situation als mögliches Ende der

Arbeitsgesellschaft gefeiert werden. Theoretisch rühmen zwar auch einige Arbeitsteilungs- und -umverteilungskonzepte die Vorteile von mehr Freizeit gegen die verkraftbaren materiellen Verluste, sind als politisches Programm jedoch heute chancenlos. Nicht das mögliche Ende der Arbeitsgesellschaft, die immer wieder verbal ersehnte Utopie einer Befreiung von notwendiger Arbeit, beherrscht die Vorstellungswelt, sondern das Ziel der Vollbeschäftigung, als ob Vollbeschäftigung ein natürlicher Zustand wäre, eine Gesellschaft zu ihrer Reproduktion die sieben- oder achtstündige tägliche Mitarbeit aller benötigte (rein wirtschaftlich gesehen, ist es vollkommen gleichgültig, wie viele Menschen in einem Unternehmen oder einer Volkswirtschaft arbeiten, um die Nachfrage zu decken, und woher die Wertschöpfung resultiert).

Die Gesellschaft sorgt sich nicht in erster Linie um Arbeit um des Wohlstands willen – ab einem bestimmten Wohlstandsniveau besteht keine „objektive“ Notwendigkeit der Arbeit mehr –, sondern um *Arbeit um der Arbeit willen*. Zur wahren Entfaltung des Menschen gehört heute (bezahlte) Arbeit. Sie sichert – im Idealfall! – die Persönlichkeitsentwicklung, das Sozialprestige, führt zu sozialen Kontakten, gibt materielle und psychische Sicherheit.

Da sich inzwischen alle Tätigen über Arbeit definieren, hat sich der Arbeitsbegriff so ausgeweitet, dass auch Tätigkeiten, die früher als Handeln oder als vita contemplativa galten, wie Politik, Lesen, Denken oder Schreiben, zur Arbeit „geadelt“, zum bezahlten Beruf wurden. Der heutige Arbeitsbegriff meint nicht mehr eine bestimmte Tätigkeit, sondern begreift alle Tätigkeiten überhaupt ein und gibt mit dem Gegenbegriff Freizeit keine Bereichsunterscheidung, sondern eine individuell je anders zu treffende Grenzziehung vor (meist: die nicht formelle Arbeitszeit ist Freizeit). Wenn aber alle Tätigkeiten als Arbeit bezeichnet werden, Arbeit nicht länger eine Abgrenzung von Tätigkeiten, sondern nur noch den Gegensatz zur Freizeit meint, sind grundsätzliche Alternativen zur Arbeit nicht denkbar, sondern nur verschiedene Arten von Arbeit und Arbeitsverteilung. An die Stelle von Arbeit kann deshalb auch nur begrenzt mehr Freizeit treten, da Freizeit nur als vorübergehender Ruhepol, nur in Differenz zu Arbeit Sinn macht. Freizeit hat der Zerstreuung und Erlebnissen zu dienen, als notwendige Erholung von der Arbeit oder aber zur an Arbeit orientierter Weiterbildung. Gegenentwürfe zur heutigen Form der Arbeitsgesellschaft können deshalb nur eine Neubestimmung sozial sinnvoller Arbeit oder ein neu austariertes Verhältnis von Arbeit und Freizeit anstreben, nicht die Aufhebung der Arbeit. Das ausgeschlossene Dritte der Arbeitsgesellschaft – weder Arbeit noch Freizeit – ist als Lebensentwurf nicht durchzuhalten und fällt immer wieder in diese Differenz zurück. Entsprechend problematisch ist das Leben von Arbeitslosen, die sich nicht über sie identifizieren können, sondern in einem Wartestadium verharren. Ebenso geraten Rentner in Existenzschwierigkeiten, wenn es ihnen nicht gelingt, sich in ihrer formal arbeitsfreien Zeit eine neue Differenz von Arbeit und Freizeit zu schaffen. Arbeitslose und Rentner empfinden sich nicht grundlos als überflüssig: Die Gesellschaft braucht sie nicht, gewährt ihnen keine Teilhabe am gesellschaftlichen Sinn, während sie auf staatliche Gelder angewiesen bleiben. Da Sinn, Zufriedenheit, für alle „Arbeits-lose“ in weite Ferne rückt, müssen sie Ersatzangebote nutzen. Da auch die Arbeitenden heute über viel Freizeit verfügen, hat die Arbeitsgesellschaft zu ihrer Ergänzung die „Erlebnisgesellschaft“, die heute historisch einmalige Gelegenheiten zu Erlebnissen bietet (mit der Folge einer expandierenden Unterhaltungsindustrie – Arbeitsplätzen). „Kultur“ (Medien, Sport, Kunst) versucht Langeweile und ihre Folgen (Depression oder Infragestellung des Lebens) zu verhindern.

Für die einzelne stellt die Selbstverwirklichung nur über den Beruf einen prekären Lebensentwurf dar. Wie viele erfahren ihre Arbeit als dauerhafte sinnvolle Beschäftigung? Allerdings verhindert auch „entfremdete“ Arbeit meist durch ihre Geschäftigkeit, über sie nachzudenken, geht man oft – mehr oder weniger zufrieden –

in ihr auf. Aber sich selbst verwirklichen wird man sich in ihr kaum. Als vorrangiges Glücksgebiet gilt deshalb die Freizeit: Die Arbeit hat im Dienste des Privatlebens zu stehen, das als Selbstzweck gilt. Und das Wichtigste im Privatleben ist nicht „Kultur“, sondern Liebe.

4. Warum Liebe? In der Arbeit als unpersönlicher Beziehung geht es nur um die Arbeitsrolle, nicht um den „ganzen“ Menschen, die Person. In der Ständegesellschaft war das noch kein Problem, gab sie doch jeder ihre Rolle, die sie in der Gesellschaft, nicht nur in der Arbeit zu spielen hatte, durch Geburt vor. In der modernen Gesellschaft hängt es hingegen stark von den eigenen Leistungen und dem eigenen Engagement ab, welchen sozialen Status man erreicht und wie man an Wirtschaft, Recht, Wissenschaft, Politik, Unterhaltung teilnimmt. In jedem dieser Gebiete wird nicht nach persönlichen Verhältnissen und Ansichten gefragt, sondern gelten je andere, weitgehend personenunabhängige, sachlich-abstrakte Verhaltensregeln. Da jede an verschiedenen Bereichen teilnimmt, „zerfällt“ die Person in unterschiedliche Rollen, die sie selbst „zusammenhalten“ muss. Sie entwickelt dazu eine individuelle Eigen- und Weltsicht, die sich ihre Bestätigung als angemessen und sinnvoll bei anderen erst suchen muss. Als Folge steigt der Bedarf an persönlichen Beziehungen, und zwar nicht an mehr persönlichen Beziehungen, sondern an intensiveren, denn nur sie sind in der Lage, die Person als „Ganzes“ kennenzulernen und zu bestätigen oder zumindest zu akzeptieren und so eine sinnvolle gemeinsame Welt zu schaffen. Das gelingt vor allem in der Liebesbeziehung als „höchstpersönlicher“ Beziehung: Ihre *Funktion* besteht heute darin, die Person in ihrer Eigen- und Weltsicht zu bestätigen, so dass sie sich selbst als „Ganzes“, als Einheit, in einer mit der Geliebten gemeinsamen Welt erfahren kann. Diese Bestätigung gibt Sicherheit, erlaubt es, in einer unpersönlichen Welt selbstbewusst zu handeln. Die Liebe hat damit in einer historisch einmaligen Weise an Bedeutung gewonnen. Sie soll die Folgen der modernen Gesellschaft, die „Zersplitterung“ der Person auffangen. Warum eignet sich die Liebe hierzu?

Liebe war schon immer eine zentrale Möglichkeit, Glück zu erfahren. Liebe zeigt sich zunächst als Gefühl: Man sehnt sich nach dem (personalen oder sonstigen) Liebesobjekt, will ihm nahe sein, oder, sofern es sich um eine Tätigkeit handelt, sie immer wieder vollziehen. Diese Sehnsucht ist eine anthropologische Grundkonstante: Der Mensch weiß um seine Endlichkeit, „Unvollkommenheit“, und sehnt sich nach Ewigkeit, Vollendung, Vollkommenheit. Sie scheinen in den Glücksmomenten erfüllter Liebe auf, sei es in der ekstatischen Versenkung in Gott, im gelungenen Spiel, in der gemeinsamen Begeisterung für die Nation, im Fußballweltmeistertaumel. Ihre vollkommenste Ausprägung findet die Liebe aber seit der Romantik im Liebespaar, bei dem Sehnsucht auf Sehnsucht trifft und mit der Geliebten verschmelzen will. In dieser Verschmelzung wird man „ganz“, erfährt man die Übereinstimmung mit der Welt, Glück.

Das Problem dabei: Gefühle (Emotionen) sind nichts Dauerhaftes. Versteht man Liebe als Gefühl, so tritt sie nur episodisch auf und dauert nicht lange. Liebe als Passion, als Leidenschaft wurde denn auch jahrhundertelang als schnell vergängliches Phänomen angesehen. Die Romantiker hatten eine andere Idee: Die Personen sind bei ihnen als entwicklungsfähig gedacht, sie wachsen mit der Liebe, die deshalb dauern kann (während zuvor die Person als konstant und deshalb die Liebe als unbeständig galt). Liebe gibt dann nicht nur glückliche Augenblicke, sondern lebenslanges Glück. Das gemeinsame Wachsen ist allerdings kein Gefühl. Wenn man der Liebe Dauerhaftigkeit unterstellt und sie auch im Alltag gelebt werden soll, so kann Liebe nicht nur ein Gefühl sein.

Als Gefühl wird auch heute vor allem die eher kurzzeitige Verliebtheit (Passion, Leidenschaft) angesehen.

Verliebtheit aber kann kurz, instabil, wenig harmonisch sein. Nach landläufiger Auffassung verschwindet sie schließlich, die Beziehung zur Geliebten bricht ab, oder Verliebtheit verwandelt sich durch Bewährungsproben in „wahre“ Liebe, die sich immer wieder in gemeinsamen Situationen und als „gemeinsames Wachsen“ bewähren muss.

Wie sieht diese Bewährung aus? In guten Beziehungen besteht gegenseitig eine positive Grundeinstellung: Man ist der anderen Person wohlgesinnt, will mit ihr zusammen sein, will Nähe, Geborgenheit, empfindet Sympathie, Zuneigung, Wohlwollen, Vertrauen, Respekt, Zusammengehörigkeit, sorgt sich um die andere, leistet ihr Hilfe, nimmt Anteil an ihrem Leben, versteht sie. Eine gute Beziehung berücksichtigt und bejaht die andere in ihrer „ganzen“ Existenz: Jede wird – das ist ja die heutige Funktion der Liebesbeziehung – als „Ganzes“ und in ihrer Weltsicht bestätigt. Die Beziehung unterstellt dabei eine gemeinsame Welt, schafft eine Wir-Welt mit einer eigenen Geschichte und grenzt sich mit der Unterscheidung, dem „Beziehungscode“ Wir/Rest der Welt von ihrer unpersönlichen Umgebung ab. Die Beziehung besteht solange, wie die gemeinsame Wir-Welt das Handeln bestimmt.

Die Übereinstimmung ist nie vollständig. Die andere wird ja nicht als Doppel, sondern als „Ergänzung“, als „Vervollständigung“ geliebt. Die individuellen Unterschiede und Interessen aber führen zu mehr oder weniger großen Konflikten und werden besonders beobachtet. Man fragt sich, ob die andere eigene Interessen oder Gewohnheiten in der Beziehung zurückstellt und Rücksichten auf die Befindlichkeiten der anderen nimmt. Die Außenabgrenzung Wir/Rest der Welt wird durch die Binnenbeobachtung Eigeninteressen/Rücksichten ergänzt. Kurz: Liebe bedeutet eine positive Grundeinstellung zur anderen, eine gemeinsame Weltsicht, Zurückstellen eigener Interessen. Liebe muss heute außerdem ein konfliktträchtiges liebesfremdes Element, ein partnerschaftliches Verhalten, einbeziehen, das Gleichheit, Verhandlungen, Interessendurchsetzung erfordert (Liebe gibt freiwillig und gerne, ohne genaue Aufrechnung).

Liebe bringt Glück durch Erfüllung der Sehnsucht nach Ganzheit – vor allem in der Leidenschaft, im erfüllten Gefühl. Was wird bei dauerhafter Liebe aber mit der Leidenschaft? Da sich kein von Verliebtheit unterschiedenes Liebesgefühl ausmachen lässt, bleibt nur die Abgrenzung über die Intensität: Auch „wahre“, „reife“, „reine“ Liebe ist – mehr oder weniger große – Sehnsucht. Liebe als Gefühl ist nichts anderes als Verliebtheit, die sich bei längeren Beziehungen „normalisiert“. Liebe als Gefühl besteht solange, als die Sehnsucht aufflammt, episodisch Gefühle auftreten. Man bezeichnet etwas als gute Liebesbeziehung, wenn die Partner freundschaftlich miteinander umgehen und eine mehr oder weniger leidenschaftliche Intimität pflegen. Langfristige, „reife“, „wahre“ Liebe kann „an sich“ ohne große Gefühle auskommen. Die ganze Liebespraxis und nicht ein einzelnes Gefühl entscheidet über den Verlauf einer Beziehung und über das Zusammenbleiben. Dauerhafte Liebe wird gelebt und erprobt, und ob man dabei etwas fühlt, ist „an sich“ mehr oder weniger belanglos.

Das Gefühl der Liebe, die Verliebtheit, die Leidenschaft, ist Teil des heutigen Konzepts der Liebe – und das sein Problem: Man will Leidenschaft (lohnt das Leben ohne ihre Glücksmomente?) und Dauer (weil nur in einer dauerhaften Beziehung die Person als Ganzes zur Geltung kommt, die Funktion der heutigen Liebesbeziehung erfüllt und langfristige Zufriedenheit erreicht werden kann). Die abnehmende Leidenschaft als das „an sich“ entbehrlichste Element im Alltag längerer Beziehungen aber droht sie zu sprengen. Damit man dauerhaft mit einer anderen alles teilen will, bedarf es der Sehnsucht, der Leidenschaft, der Verliebtheit, die mit der Dauer gerade abnimmt. Nach der Verliebtheitsphase brechen die individuellen Unterschiede auf – und das ist kein individuell steuerbares Problem (sonst gäbe es keine Scheidungen).

Der Adel trennte die Leidenschaft (zu Mätressen) noch von der Ehe – was faktisch auch lange bürgerliche Praxis war –, die bürgerliche Ehe sah sie nur für die erste Zeit vor („Die Leidenschaft flieht, die Liebe muss bleiben“). Heute funktionieren diese Modelle, die Leidenschaft und Liebe zeitlich oder räumlich trennten, nicht mehr. Leidenschaft und Sexualität außerhalb der Beziehung – die räumliche Aufteilung – sind Trennungsgründe. Und zeitlich geht mit dem sexuellen Ausschließlichkeitsanspruch die Erwartung einher, dass auch das Gefühl von Liebe erhalten bleibt, obwohl man es nicht kontrollieren kann, oft selbst nicht mehr weiß, ob man es hat – was kein Wunder ist, wenn die Leidenschaft abnimmt, sie aber gerade das Liebesgefühl ist. Wer nur auf Liebe als Gefühl setzt, wird zwangsläufig mit der Zeit – sei es nach fünf, nach zehn oder auch erst zwanzig Jahren – enttäuscht. Das althergebrachte monogame Zusammenleben dient als Fixpunkt, obwohl es das Problem des zugleich „an sich“ entbehrlichen und unentbehrlichen Liebesgefühls verstärkt. Die moderne Gesellschaft verweist so die einzelne auf Liebe, in der sie ihr Glück finden soll, und gibt zugleich ein Modell vor, das das Scheitern der Liebe hochwahrscheinlich macht. (Zu einem realistischeren Umgang mit der Liebe vgl. die angegebene Literatur.)

5. Glück als Übereinstimmung mit der Welt – das gilt für jede Epoche – ist schwer zu erreichen, ist zu einem Großteil Zufall, abhängig von nicht oder wenig beeinflussbaren Faktoren wie Geburtsland, Geburtsfamilie, Intelligenz, Schönheit, Gesundheit (nach der empirischen Glücksforschung ist das subjektive Wohlbefinden zu etwa 50% psycho-biologisch, durch Gene bestimmt, zu 10% von äußeren Lebensumständen wie Gesundheit/Krankheit, Reichtum/Armut, zu 40% vom eigenen Handeln). Glück ist zudem, wie die Philosophie ja stets betonte, immer bedroht und vergänglich. Immer wird es Leiden in der Welt und den Tod geben. Kurz: Glück ist unsicher, Leiden hingegen unvermeidlich. In einer säkularen Gesellschaft stellt sich damit die Alternative von Nietzsche und Schopenhauer: Lohnen die eher seltenen und unsicheren Glücksmomente und die Lust, die Ewigkeit will, sie aber nie erreicht, die Leidensmomente? Wäre „an sich“ nicht das Nichtsein der Existenz vorzuziehen? Der Chor in Sophokles’ „Ödipus auf Kolonos“ verkündet: Nicht geboren zu sein, ist das Beste, das Zweitbeste aber, früh zu sterben, denn nach der Jugend, die leicht ihre Torheit trägt, drängt sich überall Leid ein, und schließlich kommt das Alter, mit dem alle Übel der Übel zusammenhausen.

Für die Existenz spricht, dass sie auch Glück erlebt, gegen sie das Leiden. Das Nichtsein vermeidet beides. Weder Glück noch Leiden spielen für es eine Rolle, und das Nichtsein selbst ist auch kein Unglück, da es nicht erlebt wird. Ist das Nichtsein folglich dem Sein vorzuziehen? Die Aufwertung des Glücks in der Moderne wertet zugleich das Leiden auf, und es stellt potentiell das Leben in Frage, und zwar nicht nur theoretisch, sondern für Leidende existentiell: Warum weiterleben, Leid ertragen, wenn die Perspektive so oder so das Nichtsein ist?

Für die Gesellschaft ist das keine Frage. Sie steht im Dienste des Lebens, soll über die Sterblichkeit der einzelnen hinweg die Kontinuität des Lebens wahren – eine nicht weiter hinterfragte Selbstverständlichkeit. Die moderne Gesellschaft versucht zudem mit den Menschenrechten eine notwendige negative Bedingung für Glück zu erfüllen und weist die einzelne außerdem auf die Bereiche hin, wo sie ihr Glück finden kann. Was sie nicht mehr bietet, ist metaphysischen Trost bei unvermeidbarem Leid und eine Antwort auf die Sinnfrage angesichts des Todes. Glück bedeutet in der modernen Gesellschaft keine Geborgenheit in einem umfassenden Ganzen mehr. Wer das nicht – durch Religion, Esoterik, Metaphysik, (glückliche) Erlebnisse – verdrängen kann, dem zeigt sich die Übereinstimmung mit der Welt immer bedroht. Glück in der Moderne ist „an sich“ ein melancholisch gebrochenes Glück.

1 Vorliegender Essay orientiert sich an meinen Arbeiten Sinn – Liebe – Tod, Kehl 2003, 20–30 (Glück), 30–38 (Arbeit), 39–81 (Liebe); Philosophie vor dem Nichts, Kehl 2010, 180–204 (Glück); Was heißt Liebe, Tabula Rasa Nr. 104 (10/2014); vgl. außerdem Mehrfachbeziehungen als Ideal – Für eine neue Liebeskultur, Tabula Rasa Nr. 85 (03/2013); Eifersucht – unvermeidlich und unnötig, Tabula Rasa Nr. 110 (4/2015); Jenseits von Sinn – Melancholische nachmetaphysische Glücksphilosophie,Aufklärung und Kritik 2/2015, 32–40.

Zum Autor

Sigbert Gebert, Dr. phil., Dipl.-Volksw., geboren 1959, studierte Philosophie, Politik, Soziologie und Volkswirtschaft in Freiburg (Brsg.) und Basel. Lebt als Privatgelehrter in Freiburg und Zürich. Veröffentlichungen u.a. „Sinn – Liebe – Tod“ (2003), „Die Grundprobleme der ökologischen Herausforderung“ (2005), „Philosophie vor dem Nichts“ (2010).

Kontakt:
Sigbert.Gebert@freenet.de